



IST GOTT WIRKLICH SO STRENG?

Sie stammen aus Familien mit sehr vielen Kindern, vielen Regeln und wenig Freiheit. Wer aussteigen will aus den wachsenden ultraorthodoxen Gemeinschaften in Jerusalem, braucht Unterstützung – und findet sie



Text: Felix Wellisch
Fotos: Jonas Opperskalski

Sara K. verließ ihre Familie, als sie 18 war. Eine Weile zog sie von Haus zu Haus, von Couch zu Couch



Eine junge Frau irrt durch die Straßen Jerusalems. Es ist Nacht. Feiner Regen schimmert auf den sandfarbenen Kalksteinwänden und sickert langsam durch ihre Jacke. Schnitt. Sie betritt das Treppenhaus eines Wohnhauses und klopft zitternd an Wohnungen. Sie bittet um Hilfe und bekommt die Tür vor der Nase zugeschlagen. Schnitt. Die Protagonistin sitzt auf einer öffentlichen Toilette, den Inhalt ihres Rucksacks auf den schmierigen Ablagen verteilt.

„Wir haben noch kein Ende für unser Drehbuch“, sagt die 23-jährige Sara F., streicht sich die langen schwarzen Locken aus dem Gesicht und zieht an ihrer selbstgedrehten Zigarette. „Vielleicht, weil es erzählt, was wir selbst durchgemacht haben, und wie unsere eigene Geschichte ausgeht, weiß ich auch noch nicht.“ Neben ihr tippt ihre Kommilitonin Sara K. am Laptop und nestelt an einer großen Creole. Beide Frauen haben ihren Familien und der ultraorthodoxen Welt vor Jahren den Rücken gekehrt.

Ihren Arbeitsplatz haben sie in einem kleinen Hinterraum des Barata-Hauses im Zentrum von Jerusalem aufgeschlagen. Zwischen Pappkisten, einem alten Schlagzeug und einer fleckigen Matratze feilen sie am Drehbuch ihres ersten Projektes an der Jerusalemer Ma'aleh-Filmschule. Auf dem Schreibtisch stehen eine große Kamera und ein Aschenbecher.

Das Filmprojekt über die junge Ausreißerin ist für Sara F. und Sara K. eine Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte. Etwa jeder zehnte Ultraorthodoxe in Israel verlässt Schätzungen zufolge mittlerweile die streng religiöse Gemeinschaft. Auf dem Weg in ihr eigenes Leben geraten viele in Schwierigkeiten, Depressionen und Einsamkeit. Die Selbstmordrate unter religiösen Aussteiger*innen liegt über der ihrer Altersgenossen.

Aus dem großen Saal des Barata dringen Musik und Gesprächsfetzen herein. Es ist Freitagabend, der Beginn des Schabbats. Im jüdischen Teil Jerusalems haben seit Sonnenuntergang alle Läden geschlossen. Auf der Straße vor dem niedrigen Steinhaus eilen Nachzügler zum Schabbatessen bei Freunden oder der Familie. Ins Barata kommen die, die nicht mehr zu ihren Familien können oder wollen, aber auf vertraute Gemeinschaft trotzdem nicht verzichten wollen. Manche tragen noch eine schwarze Kippa, den meisten aber ist nicht anzusehen, dass sie einmal ultraorthodox waren. >



Yoni Klapholtz ist im radikalen Viertel Mea Shearim aufgewachsen. „Ich habe die erste Hälfte meines Lebens Gott gesucht“, sagt er. „Jetzt suche ich den Menschen.“

„Ich bin sehr jung von zu Hause weg“, sagt Sara F. Mit 15 Jahren hat sie die Enge und die vielen Regeln nicht mehr ertragen. „Ich bin die Älteste von neun Geschwistern. Ich fühle mich heute, als hätte ich im Leben als Erstes die Mutterrolle gehabt, noch bevor ich Kind sein konnte.“ Als Jugendliche eckte sie immer wieder an. Verständnis habe dafür niemand gehabt. „Die Leute sagten, die hat keinen Glauben. Niemand wollte etwas mit mir zu tun haben“, erzählt F.

Selbst für viele Israelis ist die verschlossene Welt der Charedim, auf Deutsch etwa: „der Gottesfürchtigen“, mitunter ein Rätsel. Sie wohnen meist in ihren eigenen Stadtvierteln und leben streng nach religiösen Regeln, von der Kleidung über das Essen bis zum Kontakt zwischen den Geschlechtern. Zum Zeitpunkt der Staatsgründung 1948 lebten in Israel einige Zehntausend von ihnen, mittlerweile sind es fast 1,3 Millionen.

Als Sara F. beschloss, auszusteigen, verließ sie die abgeschottete Siedlung Modi'in Illit im Westjordanland. „Das ist eine andere Welt, dort schalten sie am Schabbat sogar die Ampeln aus“, sagt F. Die Schule bestand sie noch mit Ritalin. Nach dem Abschluss rutschte sie in Depressionen und landete mehrmals im Krankenhaus. „Ich habe sehr schlechte Erfahrungen gemacht, weil ich so jung von zu Hause weg bin“, sagt sie. „Ich bin immer wieder auf Typen gestoßen, die mich ausgenutzt haben. Diese Leute finden dich, die spüren das irgendwie. Aber jedes Mal bin ich ein Stück gewachsen.“

„Sie haben uns wirklich nicht auf das Leben vorbereitet“, pflichtet die andere Sara ihr bei. Sara K. besuchte eine religiöse Mädchenschule in der Kleinstadt Ofakim im Süden des Landes. „Ich habe, bis ich 17 war, mit keinem Mann außer meinem Vater oder meinem Bruder gesprochen.“ Mit 18 hielt K. die Armut und Enge des religiösen Lebens nicht mehr aus und packte ihre Koffer. „Ich hatte von so vielem keine Ahnung: Wie wichtig Geld ist, um in der Welt zu überleben, oder von Sex und Dating. Davon hat vorher nie jemand gesprochen“, sagt K. Eine Weile zog sie von Haus zu Haus, von Couch zu Couch. „Ich bin zu jedem gegangen, der bereit war, mir die Tür zu öffnen, ob für Sex oder für was auch immer, an jeden Ort, wo es etwas Wärme gab“, sagt K. „Auch im Barata habe ich eine Weile gewohnt.“

Hier trafen sich die beiden Frauen vor drei Jahren. „Du hattest eine richtig schlimme Trennung hinter dir“, erinnert sich F. „Wir haben stundenlang geredet und uns dann lange umarmt.“ Im Herbst meldeten sich beide gemeinsam bei der Filmschule an. Ironischerweise war es ihr Vater, der ihr die Leidenschaft für Filme mitgab, sagt F. Er habe heimlich DVDs und Videokassetten gesammelt und nachts, wenn alle schliefen, vor dem Fernseher gesessen. „Ich kauerte im Dunkeln hinter ihm und schaute heimlich mit“, erzählt F.

Draußen füllt sich die große Halle langsam. Es duftet nach gebratenen Auberginen und frisch gebackenem Brot. Viele wollen die religiösen Regeln hinter sich lassen, nicht aber die vertrauten Symbole und Rituale. Eine Wand der Halle verschwindet hinter hohen Bücherregalen, geschmückt mit Menora, den traditionellen jüdischen Kerzenleuchtern. Auf einer kleinen Bühne in der Ecke stimmen zwei Männer auf dem Klavier und der arabischen Laute Oud das Lied „Schalom Aleichem“ an, mit dem traditionell der Schabbat begrüßt wird.

Vor dem Haus unter einer überdachten Terrasse sitzt Yoni Klapholtz mit einem Pappbecher Kaffee und einer Zigarette. Er trägt eine Fleecejacke und einen Dreitagebart. Vor rund fünf Jahren gründete er das Barata, damals noch in seiner eigenen Wohnung. Vor zwei Jahren fand er das Haus im Stadtzentrum: die große Halle mit zwei Küchen, davor eine Terrasse zur Straße, ein kleines Café. Dazu gehören Büro- und Lagerräume und die zwei Schlafplätze.

Yoni – so um die 40, Genaueres verrät er nicht – steckt viel Energie und auch Geld in den Ort. Woher das kommt? Auch das möchte er nicht sagen. Manches seien Spenden, vieles bezahle er aus eigener Tasche. Das Ganze scheint



Sie haben noch kein Ende für ihr Drehbuch, sagt Sara F. „Vielleicht, weil wir ja auch noch nicht wissen, wie unsere eigene Geschichte ausgeht.“

eher anarchisch zu funktionieren, getragen von den Menschen, die dort viel Zeit verbringen und aufräumen und putzen – oder auch mal nicht. Yoni hält alles zusammen. Wie er das macht, wissen auch regelmäßige Besucher nicht.

Yoni wuchs unweit vom Barata im selbst nach ultra-orthodoxen Maßstäben radikalen Stadtteil Mea Shearim auf, wo Fremde schon mal mit Gemüse und Eiern beworfen werden. Mit 13 habe er sich einer radikalen Jugendgruppe angeschlossen. „Im Grunde ging es dort darum: Wer am religiösesten tut und aussieht, hat den größten Glauben.“ Dass Gott so streng sein soll, konnte er irgendwann nicht mehr akzeptieren. „Ich habe den ersten Teil meines Lebens Gott gesucht“, erzählt Yoni, „aber jetzt suche ich den Menschen.“

Mittlerweile drängen sich die Gäste auf der Terrasse: Junge und Alte, Eltern mit Kindern und Teenager. Viele begrüßen sich auf Jiddisch mit „Gut Schabbes“ und

Umarmungen. Die Leute kämen, weil sie sich selbst vermissen würden, sagt Yoni. Viele würden hier Jiddisch statt Hebräisch sprechen, wie es in vielen charedischen Familien üblich ist. „Als wärst du ein Auswanderer in einem fremden Land. Du willst nicht zurück, aber wenn du deine Sprache hörst, wachst du innerlich auf.“

Vielen fällt der Ausstieg schwer, etwa weil sie an den religiösen Schulen nie Mathe oder Englisch gelernt haben. Aber auch psychisch sei die Freiheit eine Herausforderung, sagt Yoni. Innerhalb der religiösen Welt wisse jeder, wo sein Platz sei. Und wer es nicht wisse, frage den Rabbi. Wer mit Mitte 20 schon längst geheiratet und vielleicht eine Familie

Anzeige

500 FASTEN-WANDERUNGEN
• Überall • Auch mit Radeln/Früchten • Woche ab 350 €
Tel/Fax 0631-474 72 • www.fastenzentrale.de



Auch Aussteiger brauchen Gemeinschaft. Im Saal des Barata-Hauses treffen sie sich mit anderen Juden freitagabends zum Schabbatessen

gegründet hat, für den sei die Suche nach einem eigenen Weg eine dramatische Angelegenheit.

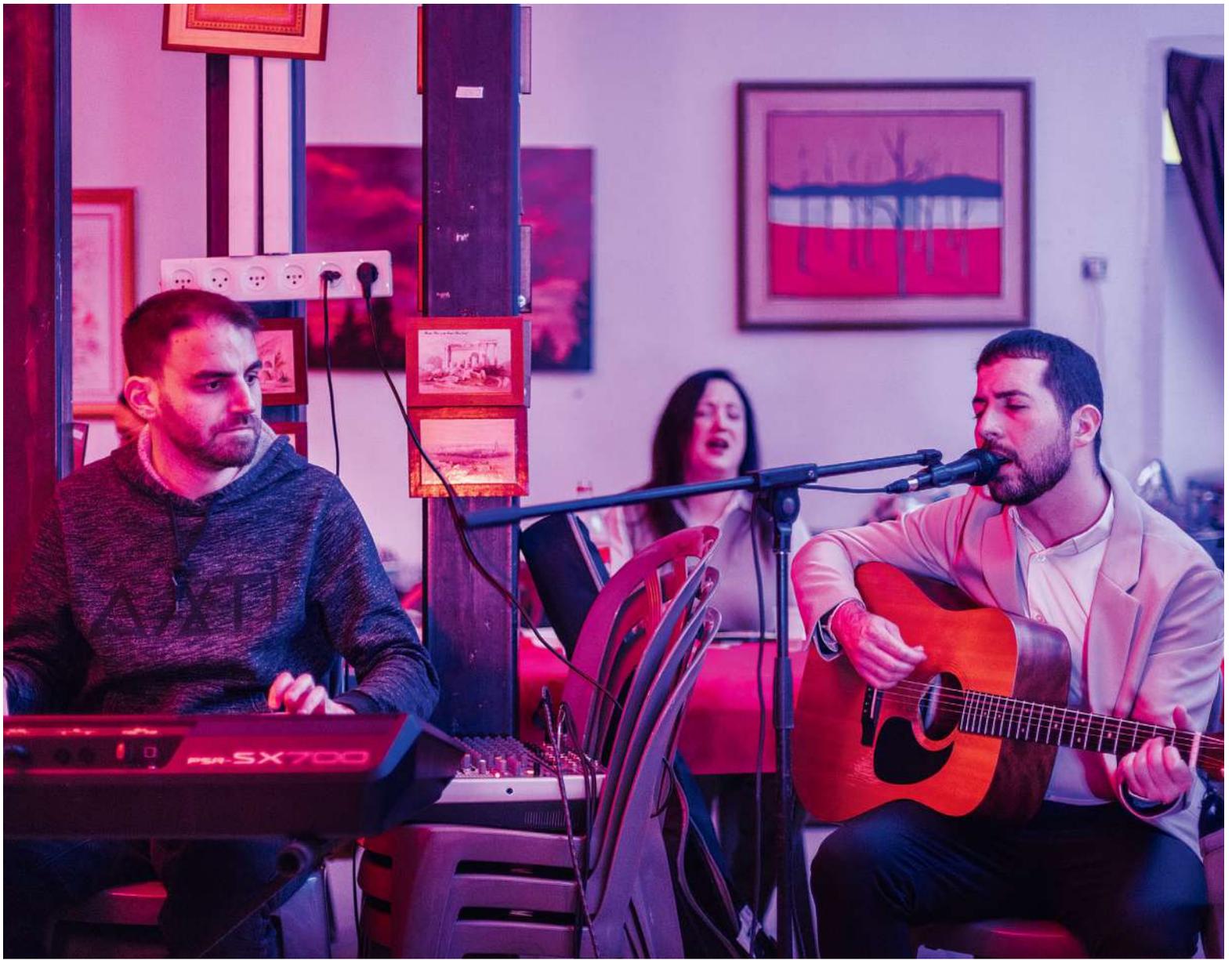
„Dafür gibt es das Barata“, sagt Yoni. „Als sicherer Boden, auf dem jeder sich entwickeln kann, wie er oder sie will.“ Im Haus gibt es zwei Schlafplätze und laut Yoni keine Vorschriften außer dem Respekt vor der individuellen Freiheit.

Einen so anarchischen Ansatz sahen im konservativen Jerusalem zu Beginn nicht alle gern. Besonders in Erinnerung geblieben ist Yoni ein Duo aus einem 80-Jährigen und einem jungen Mann, die Woche für Woche freitags aus Protest vor dem Barata religiöse Lieder sangen. „Irgendwann kam jemand auf die Idee: Lasst uns einfach mitsingen. Danach haben sie damit aufgehört.“ Mittlerweile habe auch die charedische Gemeinde akzeptiert, dass im Barata niemand zum Ausstieg verleitet werde. Das Haus hat sogar getrennte Küchen für Fleisch- und Milchgerichte,

für Menschen, die trotzdem weiter koscher essen wollen. „Ich mache hier keine Regeln, und jeder soll hier für sich entscheiden, wie er leben will“, sagt Yoni.

Im großen Saal wird das Schabbatmahl eröffnet. Wer möchte, fängt ganz nach Tradition mit einem Stück Challabrot und Salz an. Die beiden Saras stellen sich lieber gleich bei den großen Terrinen mit dampfendem Gulasch und Kürbissuppe an. „Das Essen war schon immer ein guter Grund, herzukommen“, sagt Sara F. Auf ihre Kommilitoninnen an der Filmschule sei sie manchmal neidisch, wenn diese jeden Tag mit einer vollen Brotbox in die Klasse kämen. „Es zeigt einfach, da ist jemand, der sich um sie sorgt und ihnen jeden Tag Brote macht.“

Der zweite Grund sind die Menschen hier, auch wenn sie oft mit schweren Geschichten kommen“, sagt Sara K. „Leute, die mir ähnlich sind und deren Geschichte ich verstehe – und die meine verstehen.“ Neben dem Barata



Viele hier wollen die religiösen Regeln hinter sich lassen, nicht aber die vertrauten Rituale. Nach dem Essen gibt's Klezmermusik im Barata-Haus

gebe es in Jerusalem noch mindestens ein ähnliches Haus, und auch im liberalen Tel Aviv treffen sich religiöse Aussteiger mittlerweile zumindest am Schabbatabend.

Die Gründe für den Ausstieg sind vielfältig. Neomi, eine junge Frau aus Jerusalem, die vor allem studieren und ihre Träume verwirklichen will, sagt: „Ich will das Leben so viel wie möglich genießen, darum sind wir meiner Meinung nach hier. Das hatte keinen Platz in der religiösen Gesellschaft.“

Chaim hingegen, ein junger Mann aus der Nachbarschaft, schnitt zwar vor einem Jahr seine Schläfenlocken ab, besucht aber weiter die Thoraschule und sieht sich nicht als Aussteiger. „Ich glaube weiter an Gott. Ich musste nur einige Dinge loswerden, die mir nicht gefallen haben. Ich spüre da keinen Konflikt.“

Oder Chezi, um die 30, der von Religion nichts mehr wissen will, aber weiter die Fassade aufrechterhält. „Ich ziehe zum Beispiel die orthodoxe Kleidung an, wenn ich meine Familie oder meine Kinder am Wochenende sehe. Die wissen noch nicht, dass ich nicht mehr religiös lebe.“

Häufig werden drei Gründe genannt, warum heute mehr Menschen als früher die abgeschottete Welt verlassen. Da ist zum einen das Internet: Zwei von drei Charedim haben heute einen Internetzugang und kommen mit Einflüssen von außen in Berührung. Zum anderen wollen Menschen wie Neomi, Chezi oder Sara K. schlicht die selbst gewählte Armut ihrer Eltern nicht mehr leben. Und schließlich wird den Ultraorthodoxen in Israel ihr eigener Erfolg zum Verhängnis: Das streng hierarchische System mit den Rabbinern an der Spitze taugt einfach nicht mehr, um 1,3 Millionen Mitglieder effektiv zu kontrollieren. >

Ultraorthodoxie im Judentum...

- ist eine Fremdbezeichnung, die Orthodoxen selbst sagen „streng“ oder „charedisch“, das heißt gottesfürchtig.
- entstand erst im späten 18. Jahrhundert als Reaktion auf die jüdische Aufklärung.
- akzeptiert als Grundlagen jüdischen Lebens und jüdischer Identität nur die Thora und die religiösen Gesetze (Halacha), setzt auf hierarchische Gesellschaftsstrukturen mit Rabbinern an der Spitze.

Ultraorthodoxe Juden heiraten früh und bekommen viele Kinder; sie machen in Israel inzwischen rund 13 Prozent der Bevölkerung aus, Tendenz steigend. 53 Prozent leben unterhalb der Armutsgrenze. Sie werden vom Staat finanziell unterstützt. Rund 50 Prozent der Männer gehen keiner regulären Arbeit nach, sie verbringen ihre Zeit mit dem Studium religiöser Schriften. Unter den Frauen ist die Erwerbsquote höher. Ultraorthodoxe sind nicht mehr grundsätzlich vom Wehrdienst befreit. Sehr Strenge lehnen den Staat Israel ab, halten sich an rigide Schabbat-, Haar- und Kleidervorschriften. Es gibt sogar koschere Telefone – mit eingeschränktem Internetzugang.

Trotzdem wird ihr Einfluss angesichts der derzeit durchschnittlich sieben Kinder pro Familie weiter wachsen. Das wird zu mehr Konflikten zwischen dem säkularen Israel und den ultraorthodoxen Rabbis und Politikern führen – weibliche Abgeordnete gibt es in den charedischen Parteien nicht. Im Dezember musste der wiedergewählte Ministerpräsident Benjamin Netanjahu im Gegenzug für deren Unterstützung weitreichende Zugeständnisse machen.

Nun werden die orthodoxen Sonderrechte wie die staatliche Förderung des Thorastudiums weiter gestärkt. Ultraorthodoxe werden besonders häufig vom Wehrdienst befreit. Dabei arbeitet schon heute nur jeder zweite charedische Mann. Das Geld verdienen oft die Frauen – während sie gleichzeitig die Kinder großziehen. Laut dem ehemaligen Finanzminister Avigdor Lieberman könnten die neuen Vereinbarungen Israel jedes Jahr umgerechnet mehr als fünf Milliarden Euro kosten. Sara K. ärgert sich darüber. „Mir gefällt die Rolle, die das Judentum heute in diesem Land spielt, nicht. Ich denke nicht, dass die Ultraorthodoxen in den Machtzentren sein sollten.“

Nach dem Essen spielt auf der Bühne eine Gruppe mit Schlagzeug, Klavier und Harmonika Klezmermusik. Die Saras bauen ihre Kamera auf. Wenn schon das Drehbuch heute nicht mehr fertig wird, wollen sie zumindest ihre Interview-Hausaufgabe hinter sich bringen. „Erzähl mal von deiner neuen Wohnung“, sagt F. und hält K. das Mikrofon unter die Nase. Sie lebe seit ein paar Monaten zum ersten Mal in einer „normalen“ Wohnung, antwortet sie. Soll heißen, mit einem Mitbewohner, der keinen religiösen Hintergrund hat. Es gebe immer wieder mal Missverständnisse. „Er war einfach sein ganzes Leben lang behütet und hat nicht erlebt, was ich erlebt habe. Ihn stören im Haus Dinge, die mir nie auffallen würden. Trotzdem ist es der Ort, an dem ich mich in meinem Leben bisher am meisten zu Hause gefühlt habe.“

Es sei ein weiter Weg gewesen bis hierher, aber sie habe viel gelernt. Auch zu ihrem Vater habe sie heute Kontakt, sagt K., allerdings sehr oberflächlich. Gestern haben sie telefoniert. „Wir sprechen nicht über die schmerzhaften Dinge.“ Er sei ein radikaler Typ und habe ihre Mutter oft nicht gut behandelt, aber heute habe sie damit Frieden geschlossen. „Es ist ihr Leben, ich lebe meines. Und am Ende liebe und unterstütze ich sie und die Kinder, weil es meine Familie ist“, erzählt K.

F. lebt heute bei ihren Großeltern. Abgesehen davon, dass die neugierige Großmutter gern mal ihre Sachen durchstöbere, gehe es ihr damit im Augenblick gut. „Ich habe mich sehr verändert, und ich fühle, dass ich heute an einem besseren Ort bin. Vor allem die Filmschule lässt mich weitermachen“, sagt F.

Eine Woche bleibt beiden noch für ihr Manuskript über die obdachlose junge Frau in Jerusalem. „Wir haben Freunden hier ein paar Ideen für das Ende erzählt, aber sie fanden sie alle zu düster“, erzählt F. Ein wenig Glück habe die Protagonistin doch verdient. Sie wollen sich noch mal eine neue Version überlegen. ✦



Felix Wellisch, Jahrgang 1989, war vor der Recherche skeptisch, ob die Aussteiger*innen über ihre Erfahrungen überhaupt sprechen würden – und dann überrascht von ihrer Offenheit.



Jonas Opperskalski, geboren 1988, ist fasziniert von den unglaublich vielfältigen Lebensgeschichten der Barata-Besucher – was ihre Vergangenheiten angeht, aber auch ihre Zukunftspläne.

GOTT IST SO VIEL GRÖßER ...

Vielfalts-
sensibel erzählt
und illustriert!

Das Leben ist voller Höhen und Tiefen, Überraschungen und Herausforderungen. Als Beraterin kennt Ann Kathrin Horstmann diese Suche aus vielen Gesprächen und weiß, wie man sich auf den Weg dahin macht. Mit kurzen Kapiteln, inspirierenden Texten, kreativen Impulsen und Erzählgedichten.

ISBN 978-3-7615-6894-1, 160 S., € 16,00 (D)

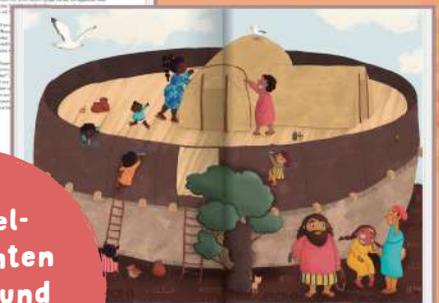


Ein gutes Wort, eine lustige Geschichte, ein erbaulicher Vers – oft reicht das, um uns aufzubauen und ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern. Dieses Büchlein von Axel Kühner vereint neue und bewährte Texte voller positiver Gedanken, inspirierender Gedichte und pointierter Anekdoten, die unseren Alltag mit Frohsinn und Freude füllen und uns ermutigen, fröhlich zu glauben. Mit einem Bibelvers als Begleitung.

ISBN 978-3-7615-6917-7, 96 S., € 12,00 (D)



ISBN 978-3-7615-6903-0
112 S., € 15,00 (D)
Auch als Hörbuch
erhältlich!



21 Bibel-
geschichten
für Vor- und
Grundschul-
kinder

Die Wanderpfarrerin Hetty Overeem teilt in ihrem Buch ihre Schatzsuche im Glauben. Mit humorvollen Beispielen bekannter Verkehrsschilder zeigt sie, wie und wo wir Gottes Wegweiser im Leben finden können, um uns zu orientieren und auch bei schwierigen Bedingungen den richtigen Weg zu gehen.

ISBN 978-3-7615-6860-6, 235 S., € 18,00 (D)



 neukirchener

Erhältlich im Buchhandel oder im
Neukirchener Shop: 02845. 392-7218
(Mo-Fr 8:30 – 16:00 Uhr), www.neukirchener-verlage.de

